

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 191.

Samstag, 17. August.

1929.

(4. Fortsetzung.)

Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Dörren-Günsgeld.

(Nachdruck verboten.)

Nase verschlang eine Menge heißer, duftender Fleischbrocken, nagte an Knöcheln, hielt angstvoll den Zinnteller fest, den ihr grausamer Wohlthäter ihr immer wieder entreißen wollte. Mit Tränen in den Augen bettelte sie um mehr.

Der Seeräuber blieb fest.

„Wollen Sie mich umbringen? Auch ist bloß jetzt der Schwanz noch übrig, den ich nicht mitgebraten habe. — Wie befinden Sie sich jetzt?“

Nun bekam er den ersten zusammenhängenden Satz zu hören: „Danke sehr, bis auf den Hunger geht es mir ganz gut.“

Lyl Steen besann sich, was er jetzt mit ihr anfangen sollte.

„Sind Sie stark genug, mir zu erzählen, wie Sie hierher kamen und was Sie mit Ihrem Aufenthalt hier bezwecken?“

„Da dieses Haus mir gehört, bezwecke ich, es mir anzusehen“, erwiderte Nase, sehnsüchtig nach der Pforte blickend.

„Was Sie nicht sagen! Fregnersnäs Ihr Eigentum? Das ist das Neueste, was ich erfahre! Aber wie gelangten Sie in dieser Jahreszeit hierher?“

„Mit dem Dampfschiff“, rief Nase lebhaft, der es gar nicht einfiel, zu fragen, woher er eigentlich käme. Es ist eine sehr einfache Geschichte. Ich habe das Grundstück von meinem Großvater, Jens Kraak, geerbt, und als ich eines Tages Entdeckungsreisen dahin machte, kamen die Herbststürme, und ich verfehlte das letzte Dampfboot. Der Damm war überschwemmt und wird vor April nicht frei. Zu Hause — das heißt in meinem Hotel in Christiania, wo ich auch erst seit drei Tagen wohnte — weiß niemand, wohin ich mich begab. Ich bin heimlich ausgerissen, um ungestört zu sein.“

„Das ist ja reizend“, sagte Lyl Steen stirnrunzelnd, „das sieht verzeuflert nach dummen Streichen aus! Existiert denn kein Mensch, der Sie vermissen wird — arme Kleine?“

Nase zog mißbilligend die Augenbrauen hoch.

„Hm! — Nun, meine Jungfer Maril wird allerdings nach mir Ausschau halten. Aber sie ist es gewöhnt, daß ich plötzlich Ideen bekomme und sie auch ausführe. Sie wundert sich über gar nichts mehr.“

„Eine Kammerjungfer ist die einzige Person, die Ihr Ausbleiben beunruhigen wird?“ Er ließ seine scharfen, hellgrauen Augen voll Mitleid auf ihr ruhen. „Du lieber Gott! — Wie nun, wenn . . . ein anderer als ich den Weg hierher gefunden hätte? Unvorstellbar!“

„Wahrhaftig“, sagte Nase, wie aus tiefem Schlaf erwachend. „Überhaupt — wie sind denn Sie hier hereingekommen? Ich hatte meines Wissens doch die Tür verschlossen!“

Sie stand von dem Stuhle auf, und seine Blicke begannen ihre schlanke, schöne Gestalt zu verschlingen. Ihre Wangen glühten von zurückkehrender Lebenskraft und gaben ihr durch ihre Blüte mit einem Schlage Jugend und Schönheit wieder.

„Sprechen Sie, Herr!“

Lyl Steen machte eine tiefe, spöttische Verbeugung. „Ich konstatiere mit Vergnügen, daß Sie sich vom Hungertode erholt haben. Leider aber muß ich Sie er-

suchen, sich über meine Person nicht den Kopf zu zerbrechen. Die von mir gewählte Visitenkarte war eine etwas außergewöhnliche. Bitte zu entschuldigen, daß ich meine Karte vergessen habe.“

„Ja, wie heißen Sie eigentlich?“, flammte Nase nun auf.

„Mein liebes, gutes Fräulein, viel wichtiger scheint mir, daß Sie Ihren Namen nennen. Denn ich werde wohl dafür sorgen müssen, daß Sie von hier fort kommen. Sie gestatten, daß ich für mein Teil inognito bleibe.“

Nase Solaker heiße ich, Frau Nase Solaker“, jagte die junge Frau, ihn fest fixierend.

Lyl Steens Augenlider zuckten kaum merkbar.

„Ich bedaure, Ihren Gatten nicht benachrichtigen zu können. Ich habe Rücksichten zu nehmen.“

„Das sollte Ihnen auch sehr schwer fallen, da er leider seit zwei Jahren tot ist.“

Sie standen sich gegenüber wie Feinde.

„Frau Nase Solaker, meine Stunde hat geschlagen, ich habe mich schon viel zu lange hier aufgehalten. Sie werden hier das weitere erwarten, und ich verbürge mich mit meiner Ehre für Ihre Sicherheit. Man wird Sie abholen und endlich mit Fragen bestürmen, Sie aber werden Stillschweigen bewahren und von den Erlebnissen dieser Nacht, von unserer Begegnung und dem, was sich jetzt noch ereignen wird, keinem Menschen mündliche oder schriftliche Mitteilung machen. Auch Ihre Ehre steht auf dem Spiel, denn niemand würde Ihnen glauben, daß Sie aus einer solchen Nacht und einem solchen Abenteuer in der ganzen Glorie Ihrer Keinheit wieder hervorgegangen sind. Wenn Sie mich preisgeben, fallen Sie mit mir. Vergessen Sie das nicht!“

Nase behte vor Erregung. „So sind Sie . . .“

„Sprechen Sie es lieber nicht aus. Es gibt Dinge, die unter der Berührung Explosionsgefahr bedeuten. Daß ich außerhalb der Grenzen jener stehe, die bei Tage und durch die Tür in ein Haus einzutreten pflegen, unterliegt wohl keinem Zweifel.“

Nase brach in wildes Schluchzen aus.

„Sie waren gut zu mir!“

„Gutsein ist kein Verdienst — viel öfter eine Schwäche. Auch werden wir zur selben Stunde noch quitt sein: Frau Nase Solaker, ich erkläre diesen Teppich als mein Eigentum.“

Sie prallte zurück.

„Ein Dieb? Ein ganz gewöhnlicher Dieb?“

Lyl Steen zuckte die Achseln und rollte den Teppich zusammen. Er schlug ein Stück schwarze Wachsleinvand um den umfangreichen Boden. Die Haut spannte sich straff über seine Beckenknochen, und die hellgrauen Augen waren hart und kalt.

„Sie machen sich bezahlt für Ihre Hilfe“, stöhnte Nase außer sich. „Ich hätte Ihnen alles geschenkt — alles — alles — da, diesen goldenen Kelch — die silbernen Gefäße — alles!“

Sie berauschte sich an dem Wort, warf ihm stierend vor die Füße, was ihr gerade in die Hände fiel.

„Doch wohl nicht alles, Frau Nase Solaker“, murmelte der Räuber des Teppichs zwischen den Zähnen. „Ihre schlechte Meinung beschwert das Palet mit

meinem Raub so grausam, als hätten Sie den Felsen von Frognersnäs darauf getürmt. Ich werde es trotzdem an seinen Ort bringen, verlassen Sie sich darauf. Leben Sie wohl und zum Abschied ein Trost: Wenn Sie mich am wenigsten in Ihrer Nähe vermuten, werde ich hinter Ihnen stehen.“

„Ein schöner Trost!“, rief Aase voll Spott. Sie entdeckte das zertrümmerte Fenster — sah, wie er sich die Last mit dem Diebesgut auf den Rücken lud — und fand den Anblick erbärmlich — sie fühlte sich beraubt um mehr als um den Teppich.

Raum vermochte sie zu glauben, daß er gegangen war, doch durch die offene Tür fuhr der Sturm in wilden Stößen und jagte die Asche auf dem Herd wirbelnd durch den Rauchfang.

Ohne sich zu besinnen, stürzte Aase in die Nacht hinaus. Das Meer wälzte Tüme von Wogen. Kurz vor dem Landungsteg holte sie ihn ein.

Sofort fühlte sie seine Hand vor dem Mund. Seine Riesengestalt versperrte ihr den Weg.

„Zurück! Ein Wort, und es ist aus mit Ihnen.“

Er lehrte mit ihr um. Sie hörte seinen Atem pfeifen, wie in ungeheurer Erregung.

„Ich bin nicht allein. Verstehen Sie mich? Riegeln Sie Ihre Tür zu, nageln Sie ein Brett vor das Fenster, das ich zer schlagen habe. Morgen mittag werden Sie abgeholt. Sie können es so lange aushalten. Sie haben Wasser, Feuer, Licht und Salz. — Sie haben soeben eine ganze Kaze aufgegessen.“

Er schob sie über die Schwelle ihres Hauses, trotz der Dunkelheit spürte sie seinen Blick bis auf die Knochen.

„Werden Sie mir gehorchen?“

„Ja“, haucht Aase und drehte den Schlüssel zweimal im Schloß herum.

Sie vernahm, wie er sich entfernte.

Ein entsetzliches Gefühl der Vereinsamung legte sich wie ein Grabstein auf ihre Brust.

Sie suchte irgendwo einen alten Ristendekel, brach die Nägel mit dem Stemmeisen heraus — Jens Kraafs Werkzeugkasten stand völlig eingerichtet unter der Küchenbank — und verwahrte das zerbrochene Fenster, wie der Teppichräuber ihr geraten.

Die Hammerschläge klangen schauerlich durch den Sturm.

Aber das Feuer brannte, und Aase schob den alten Lehnstuhl mit den Ohrenklappen näher heran und erwartete wachend den Morgen.

3. Kapitel.

Das Grand Hotel und der rettende Engel.

Das Telephon schrillte. Ole Asmus, der Wirt, der aussah, wie Henrik Ibsen und dies auch wußte, kam langsam herbei.

„Gewiß, Holmenkollen“, sagte er, „seit die Witterung umgeschlagen, gibt es keinen Respekt mehr vor dem Morgenschlaf der Wirte.“

Er nahm den Hörer ab und sah gelangweilt aus. Aber plötzlich veränderten sich seine Mienen. Der Portier bemerkte es und Oberkellner Krull mit dem hartlosen, ältlichen Schauspielergesicht, und beide traten erwartungsvoll näher und lauschten.

„Das ist vollständig ausgeschlossen“, erklärte Herr Asmus dem Telephon und schenkte ihm einen feindseligen Blick. „Seit acht Tagen etwa? Was heißt etwa? Bitte einen Augenblick.“

Herr Asmus deckte den Hörer mit der Hand zu und wandte sich an Krull.

„Hier wird behauptet, auf Frognersnäs sitzt eine Dame fest, die bei uns abgestiegen sei.“

„Zawohl!“, erwiderte Oberkellner Krull schnell und mitteilend, daß „der Alte“ wieder mal nicht Bescheid wußte, ganz richtig, Frau Aase Solaker, Witwe. Sie bewohnt Salon und Schlafstube nach vorn heraus. Ihre Schlüssel hängen am Port. Seit einer Woche etwa ist sie verreist, ihr Gepäck blieb zurück.“

Herr Asmus sah seinen verantwortlichen Minister mißbilligend an.

„Das weiß ich natürlich selbst, aber nicht etwa genau weiß man so etwas, mein lieber Krull.“

Ins Telephon: „Die Sache stimmt. Wie belieben?“

Sofort abholen? Auf der Insel Bogdø? Bitte noch einmal — Frognersnäs? Kleider mitbringen? Aber erlauben Sie — mit wem habe ich die Ehre — ich verstehe nicht — nein, die Dampfboote gehen nicht mehr — per Wagen ausgeschlossen!“

Herr Asmus, der aussah wie Henrik Ibsen, zappelte am Telephon.

Oberkellner Krull ging hin, nahm ihm ohne weiteres den Hörer aus der Hand und redete mit spitzen Lippen in beruhigendem Tone weiter.

„Allerdings ist die Dame von einer Reise noch nicht zurückgekehrt. Sehr fatal — passiert aber öfter bei uns — tja, Essen und Kleider — eine kleine Rettungs-expedition, ich verstehe — sind Sie noch da?“

Herr Asmus bemächtigte sich wieder des Hörers und rief streng: „Sind Sie noch da?“

Aber man hörte nichts, als das Singen und Summen von Telephondrähnen.

Herr Asmus hing ein.

„Eine sehr merkwürdige Geschichte. Was sagen Sie dazu, Krull? Jede Minute ist kostbar, ruft der Mensch drüben in die Riste. Wenn das ganze nur ein Manöver, ein Bluff ist?“

„Ich glaube nicht“, bemerkte Oberkellner Krull ernsthaft. „Die Stimme klang nicht darnach. Ich bin der Ansicht, daß wir gar nicht nachdenken, sondern einen Mann aufreiben sollen, der die Fahrt in dieser Jahreszeit unternimmt. Wir offerieren hundert Kronen. Die Dame ist reich und kann bezahlen — nein, wie kommt sie nur auf die Insel bei diesem Wetter!“

„Ja, das ist sehr merkwürdig.“

Krull trakte sich mit dem Finger zwischen den Augenbrauen.

„Es ist noch sehr viel merkwürdiger, Herr Prinzipal. Am Morgen, nachdem Frau Solaker sozusagen ausgesprochen war, ließ Marit, ihre Kammerjungfer, sich noch fünfzig Kronen bar von mir geben. Sie sagte, sie reise der Herrschaft nach und würde mit ihr zurückkehren. Bitte, sie gab mir noch die Schmuckkassette der Frau Solaker zur Aufbewahrung. Bei solcher Sicherheit hatte ich keine Bedenken.“

„Immerhin bleibt es doch eine rätselhafte Geschichte, und ich möchte nicht, daß die publik wird. Und was die fünfzig Kronen anbetrifft, so gehen sie aus Ihrer Tasche, nicht aus meiner. Sie handeln immer so eigenmächtig! ... Haben Sie eine Ahnung, wer für die Fahrt nach der Insel zu haben wäre?“

Krull kniff ein Auge zu.

„Niemand bei diesen Sturm- und Seeböenverhältnissen. Höchstens so hinten herum. Da ist einer im Hafen, der hat ein Finnenboot. Wahre Deubel sind das. Stenersen heißt der Kerl. Ich will mit ihm reden.“

„So —?“, machte Herr Asmus gedehnt.

„Wohl ein Dorschfänger oder Heringsfischer?“

„Oh, so allerhand. Er fährt nur, wenn sein Auftraggeber nötigenfalls sein Alibi nachweist.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Einbrecher.

Einer wahren Begebenheit nach erzählt
von Friederike v. Krosigk.

Frau Ulrike Kannebier lag mäuschenstill in ihrem Bette. Sie wagte vor Spannung nicht einmal zu seufzen. Und doch hätte sie am liebsten geweint.

Die Abende, die ihr Mann außerhalb des Hauses verbrachte, gehörten zu den größten Kümernissen ihres Daseins, und heute lag ein besonders schwerer Fall vor. Der Studienrat Ambrosius Kannebier war zu einem Festkommers alter Kommilitonen gegangen. Ulrike mißgönnte ihm solche Bonnen keineswegs. Im Gegenteil. Sie hatte ihn ermahnt, seine Draie nicht etwa ihretwegen abzurufen, ihm einen berückend schönen Schlipsknoten gebunden und ihn noch in letzter Minute bewogen, die gute gestreifte Hose anzuziehen, die ihre treusorgende Hand mit märchenhaften Bügelsaiten geschmückt. Aber mit dem Augenblick, da er das Haus verließ, war das ganze Elend ihrer Einsamkeit über sie hereingebrochen. Sie hatte ganz einfach Angst, sinnlose Angst.

Der Gatte wußte von dieser Not. War ihm doch selbst nicht ganz wohl, wenn er sie abends allein zurückließ. Sie

wohnen vor der Stadt zu ebener Erbe, und das Mädchen schlief außerhalb des Hauses.

„Du öffnest unter keinen Umständen die Tür, hörst du?“ hatte er gemahnt. „Laß es klingeln, so viel es mag.“

Ein stummes, ergebenes Nicken war ihre Antwort.

„Alle, ich stelle dir das Telephon ans Bett. Bei dem geringsten verdächtigen Geräusch im Hause rufft du das Überfallkommando an, hörst du? Dann bist du sicher, daß binnen fünf Minuten die Polizei da ist. Das beruhigt.“

Sie hatte ihrem Gatten einen tapferen Abschiedskuß aufgedrückt, war mit leidlicher Haltung zu Bett gegangen und sogar für ein paar Stunden eingeschlafen. Aber jetzt fand sie keine Ruhe mehr. Es hatte zwei Uhr geschlagen, und Ambrosius mußte jeden Augenblick kommen.

Plötzlich horchte sie auf. Da — war das nicht ein Laut? — Nein, sie hatte sich wohl getäuscht. Aber jetzt — noch einmal. Das kam nicht vom Flur, — das war ein leises Knirschen draußen auf dem Kiesweg. Jetzt näherte es sich, ganz sachte — nun mußte es vor ihrem Fenster sein. Ulrike war förmlich vereist vor Schreck. Sie konnte kein Glied rühren. Aber jetzt — das war ein dumpfer Ton wie ein Drud oder Stoß gegen die Hauswand.

Ulrike war plötzlich aus dem Bett, sie wußte nicht wie. Leise, mit zitternden Händen öffnete sie das Fenster. Im Rolladen war ein Schlit. Schräg hinaus sehend, konnte sie in der Finsternis das kleine Speisekammerfenster im Keller geschloß erkennen. Dort schien sich eine dunkle Masse zu bewegen, und mit Grausen unterschied Ulrike schließlich ein langes Bein, das durch besagtes Fenster nach innen verschwand. Mit fliegenden Bullen stürzte sie jetzt ans Telephon.

Das Überfallkommando meldete sich. Fünf Mann würden sofort eintreffen, alle Zugänge besetzen und von unten und oben gleichzeitig in die Speisekammer eindringen. Man hoffe, endlich eines berühmten Eindrehers habhaft zu werden, auf den man schon lange fahnde. Sie selbst möge unterdessen im Schlafzimmer den Gang der Dinge abwarten.

Ulrike gehorchte. Einige Minuten, zu Ewigkeiten gedehnt, vergingen noch in lautloser Stille. Aber was dann folgte, geschah Schlag auf Schlag.

Es begann mit einem donnerartigen Gepolter in der Küche, dem scharfen Knirschen stürzender Töpfe folgte. Dazwischen erscholl dumpfes Klucken und Stöhnen. Dann neues Gepolter, Stimmen, und plötzlich ein greller Lichtschein aus den Küchenfenstern, er fiel auf eine Gestalt mit blinkenden Knöpfen, die eine Pistole in der Hand, regungslos auf dem Kiesweg harrte. Gleichzeitig knirschte ein Dietrich in der Wohnungstür, und feste Tritte tappten die Stufen zur Küche hinunter. Dann folgte unten ein markerschütternder Schrei, ein wildes Kampfgetöse, schließlich ein triumphierender Ruf: „Hab' ich dich endlich, du Schweinehund!“ Hierauf schob sich ein schweres Menschentnauel wuchtig die Küchentreppe herauf, und unmittelbar danach klopfte es an die Schlafzimmertür.

Ulrike öffnete zitternd. Vor ihr standen drei Beamte, bis an die Zähne bewaffnet, und in ihrer Mitte hing, von eisernen Fäusten umfaßt, eingeseilt zwischen Pistole und Gummiknüppel, eine Jammergestalt in Strümpfen, mit wüsten Haaren und blutender Stirn, mit zerrissener Hose, beschmutztem Rock und verrutschtem Schlips — ach, und mit welchem Schlips!

„Ulrike!“ schrie die Jammergestalt, „sage das . . .“

„Maul halten, du Lump!“ donnerte der Polizeiwachmeister an seiner Seite. Dann wandte er sich zu ihr: „Gnädige Frau, dieser Kerl gibt vor, er heiße Ambrosius Kannebier und sei ihr Gatte. Kennen Sie ihn?“

Ob sie ihn kannte! In den Armen lagen sich beide, während die bewaffnete Macht einigermaßen betreten daneben stand.

Der Fall war bald aufgeklärt. Die frischgeblügten Beinkleider trugen die Schuld an allem. Die Schlüssel steckten natürlich noch in den alten, und Kannebier hatte sie erst vermisst, als er nachts vor seiner Haustür anlangte. Was nun? Klingeln war infolge seiner eigenen Anordnung zwecklos und hätte Ulrike nur tödlich erschreckt. blieb also nur der Weg über den Gartenzaun. Auf Strümpfen schlich er um das Haus bis zum Speisekammerfenster. Aber da begann das Unheil. Beim Öffnen der Rükchentür kam die Brottrommel zu Fall; dann stieß die Denkerstirn gegen das Rückenbrett, so daß sämtliche Pfannen und Töpfe auf die Steinfliesen kollerten. Endlich war der Studienrat über den Schrubber gestolpert, im Fallen hatte sich der gefüllte Schewer-eimer über ihn ergossen, denn die Lina schon für den Morgen bereitgestellt. In dieser unwürdigen Lage war er von den Hültern der öffentlichen Ordnung überrascht und mit wahrer Wollust dingfest gemacht worden.

Nun standen sie ein wenig verlegen beiseite und entschuldigend sich wegen des Mißverständnisses.

Aber Kannebier war eine liebenswerte Natur. „Ich bitte Sie, meine Herren, es ist an mir, sich zu entschuldigen. Ich habe Ihnen schwere Arbeit gemacht und zum Schluß noch

eine Entschuldigung bereitet. Nein, nein, das muß aufgemacht werden. Jetzt werden mir die Herren die Freude machen, ins Wohnzimmer zu kommen und eine Flasche Wein mit uns auf das beständige Abenteuer zu trinken.“

So liebenswürdiger Einladung kann kein Mensch widerstehen. Die bewaffnete Macht wurde auf die vorhandenen Klubessel verteilt, der Studienrat holte seinen besten Wein aus dem Keller, und schon griff eine allgemeine Fröhlichkeit um sich, als plötzlich gellend die Hausglocke erschallte. Alles fuhr empor. Wer konnte um drei Uhr nachts Kannebiers besuchen wollen? Der Studienrat ging zur Tür, der Wachmeister mit zwei Mann folgten ihm auf dem Fuße. Draußen standen vier bewaffnete Polizisten.

„Kriminal, Bereitschaft B“, meldete ihr Flügelmann in strammer Haltung beim Anblick seines Vorgesetzten. „Ausgesehen zum Beistand für die Bereitschaft A, von der noch kein Bericht in der Zentrale einlief.“

Die Spannung löste sich in ein schallendes Gelächter. Auch die neuen Ankömmlinge wurden in die Stube genötigt, wo die Kameraden sie von dem Stand der Dinge in Kenntnis setzten. Sie waren noch nicht damit fertig, als der Studienrat mit zwei frischen Maderaisachen eintrat.

„Alle“, sprach er sanft, „du könntest nun auch das Telephon wieder an seinen Platz zurückbringen. Und der Herr Wachmeister ist dann sicherlich so liebenswürdig, seinen Chef anzurufen. — Denn ich fürchte, für Bereitschaft C würde der Maderai nicht mehr ausreichen.“

Welt u. Wissen

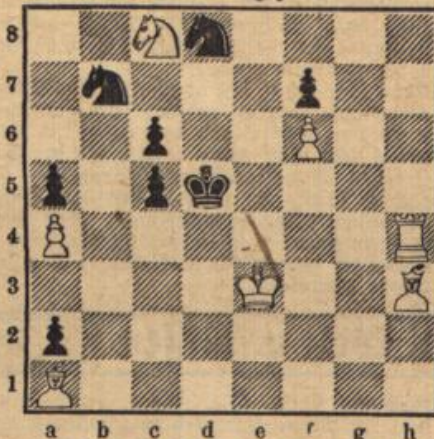
Der Urmenisch als Koch. Die Küche, heute das Reich der Frau, in dem der Mann nur noch zur Vollbringung von Spitzenleistungen waltet, war in Urzeiten ganz dem stärkeren Geschlecht vorbehalten. Auf den tagelang dauernden Jagden, an denen nur Männer teilnahmen, mußten sie sich ihr Essen selber zubereiten, und aus dieser Gewohnheit heraus kochten sie dann auch daheim, zumal das Feuer-schlagen mit Hilfe der schweren Feuersteine eine große körperliche Kraftentfaltung erforderte. Die Frau hatte dann die langwierige und nicht ungefährliche Aufgabe, am Rande des lodern den Feuers zu sitzen und den Braten zu bewachen, bis er gar war; dabei hat sie sich gewiß häufig die Finger verbrannt, besonders, wenn sie die glühenden Steine, die im Innern des Fiers für das Reichwerden sorgten, umdrehen mußte. Jedenfalls ist die Erfindung der Kochkunst eine Sache des Mannes gewesen. Sonst wissen wir wenig von der urzeitlichen Küche, und dies wenige wird von Dr. Frieda Bor in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ zusammengestellt. Gewisse Aufklärungen verschaffen uns die voraeigentlichen Geräte, aus denen man auf die Beschaffenheit der Speisen schließen kann, die mit ihnen zubereitet wurden. Wichtiger sind die Berge von Küchenabfällen, die hauptsächlich an der dänischen Küste in prähistorischen Schichten entdeckt wurden. Danach war die Küche des Urmenischen durchaus nicht eintönig. In den riesigen Häufen fand man Millionen von Austern und Schneckenmuscheln; ferner Überreste von exotischen Vögeln und Fischen. Besonders der Hering muß auf dem Speiseteller der Vorzeit eine große Rolle gespielt haben, denn man hat geradezu Berge von Heringsabfällen gefunden; sehr groß war auch der Verbrauch von Aalen und Kabeljau. Von den Festlandtieren findet man am häufigsten die Knochen von Wild- und Stachelschweinen, Hirschen und Rehen, während Überreste von Wölfen, Füchsen, Bären, Bibern und Luchsen seltener vertreten sind. Aber auch die pflanzliche Nahrung fehlte nicht; das üppige Gewächs der Steinzeit bot große Mengen von Knollen und Wurzeln, von Hasel- und Wassernüssen, von verschiedenen Beeren und wild wachsenden Obstarten. Als der Urmenisch von dem Einsammeln dieser Früchte, das ausschließlich von den Frauen besorgt wurde, zu einem primitiven Ackerbau überging, scheint er zuerst Erbsen und Bohnen, Linen und Mohn angepflanzt zu haben. Eine gewaltige Umwälzung in der Ernährung trat ein, als das „Brot“ auftauchte. Dieses wurde zunächst aus zerstoßenem Korn gewonnen, und zwar nach Erfindung des runden Schleifsteins, der mittels eines Griffs an der Seite gedreht wurde. Ein weiterer Fortschritt war es, daß man die Fähigkeit des Mehls erkannte, Wasser in sich aufzunehmen. Da man bereits durch die Zubereitung des Fleisches wußte, daß das Feuer die Nahrung schmackhafter und weicher macht, so ging man nunmehr zum Brotbaden über. Wie der Frau das Sammeln der wilden Pflanzen obgelegen hatte, so mußte sie auch die Körner einsammeln, aus denen dieses Brot hergestellt wurde. Das Bebauen des Feldes gehörte überhaupt in der beschränkten Form, in der es damals betrieben werden konnte, zu den Arbeiten der Frau, und so mag sie vom Brotbaden her ihren Einzug in die Küche gehalten haben, aus der sie dann allmählich den Mann verdrängte.

Spiele und Rätsel

Schach

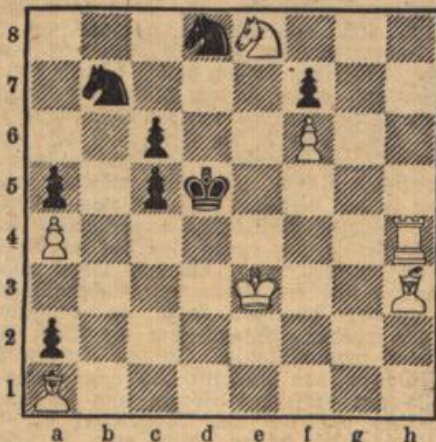
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 65. A. Tauber.
Ein Zwillingspaar.



Weiß: Ke3, Th4, La1, h3, Sc8, Ba4, f6.
Schwarz: Kd5, Sb7, d8, Ba2, a5, c5, c6, f7.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 66. Von demselben.



Weiß: Ke3, Th4, La1, h3, Se8, Ba4, f6.
Schwarz: Kd5, Sb7, d8, Ba2, a5, c5, c6, f7.
Matt in 2 Zügen.

Weltschachmeister Dr. Alexander Aljechin wurde als Sohn eines Adelsmarschalls und Mitgliedes der kaiserlich russischen Duma am 19./31. Oktober 1892 in Moskau geboren. Im Jahre 1914 absolvierte er mit Auszeichnung die kaiserliche Rechtsschule in Petrograd, eine für den Adel bestimmte Universität. Seinen Doktor juris machte er darauf in Paris. Im Jahre 1914 trat er im russischen Ministerium des Aeußern ein, der beabsichtigten Laufbahn machte jedoch der große Krieg und die Revolution ein jähes Ende. Seit März 1921 hat er Rußland für immer verlassen. Sein bedeutendes Schachtalent ermöglichte es ihm seine durch die düstere Revolution erschütterte Existenz wieder langsam aufzubauen. Bereits mit 7 Jahren spielt er Schach. In dem Wettkampf zu Petrograd im Jahre 1909 erhielt er als 16jähriger Jüngling den Meistertitel, dem im dortigen Meisterturnier des Jahres 1914 der Großmeistertitel folgte. Auch als Blindspieler hat er sich ausgezeichnet. Im Jahre 1925 spielte er in Paris gleichzeitig 28 Partien ohne Ansehen des Brettes, ein Rekord, der nur durch den verstorbenen Großmeister Réti gegen 20 Gegner überboten wurde. Zwei Jahre später, 1927, wurde Dr. Aljechin durch seinen Sieg über Capablanca in Buenos-Ayres Weltschachmeister.

Verantwortlich für die Schriftleitung: H. Wintger in Wiesbaden. — Druck und Verlag der A. Schellenberg'schen Buchdruckerei in Wiesbaden.

Aus der großen Liste der Erfolge Dr. Aljechins seien die folgenden ersten Preise erwähnt: 1912 Stockholm, 1913 Scheveningen, 1914 St. Petersburg (1. und 2. Preis mit Nimzowitsch geteilt), 1921 Budapest (ohne Verlustpartie), 1921 Haag (ohne Verlustpartie), 1922 Hastings, 1922 Karlsbad (erster bis dritter Preis mit Bogoljubow und Maroczy geteilt), 1925 Baden-Baden (ohne Verlustpartie), 1927 Kacskeget (ohne Verlustpartie) und 1929 Bradley-Beach (ebenfalls ohne Verlustpartie). Das Ergebnis dreier Zweikämpfe war: 1913 gegen Lewitsky gewonnen 7, verloren 3 Partien; 1926 gegen Dr. Euwe gewonnen 3, remis 5 und verloren 2 Partien und 1927 gegen Capablanca gewonnen 6, unentschieden 25 und verloren 3 Partien. Auch als Schriftsteller hat Dr. Aljechin sich betätigt, von seiner Hand stammen: „Schach in Sowjetrußland (1921)“, „Turnierbuch von Hastings“ (1922); „Meine besten Partien“ (1923); „Turnierbuch von New-York“ (1924); „Turnierbuch von New-York“ (Sechsteisterturnier 1927), während sich sein Werk „Am Wege zur Weltmeisterschaft“ im Druck befindet.

Partie Nr. 30. Gespielt im Hauptturnier des deutschen Schachbundes in Duisburg 1929. — Französische Partie.
Weiß: Rellstab; Schwarz: Platz.

1. e4—e6, 2. d4—d5, 3. Ld3—c5, 4. e×d5—e×d5, 5. Sf3—Sf6, 6. 0-0—Le7, 7. d×c5—L×c5, 8. Tel+—Le7, 9. De2!—Lg4. Schwarz hat die Eröffnung nicht gut behandelt, es befindet sich bereits in Schwierigkeiten. Die Fesselung auf der e-Linie ist recht unangenehm. 10. Lg5—a6, 11. Sc3—Sc6, 12. h3—Le6. Auf Sd4 folgt natürlich D×e7+, 13. Tad1—Dc7. Schwarz hätte nun endlich rochieren sollen. 14. Lf5!—L×f5, 15. L×f6—g×f6, 16. S×d5—Dd6, 17. Sb6—Db8, 18. S×a8—D×a8, 19. Sd4!—Le6, 20. S×e6—f×e6, 21. D×e6—Tf8. Schwarz ist völlig hilflos. 22. Td7—Tf7, 23. Tc7—Da7. 24. T×c6! Aufgeben.

Lösungen. Nr. 53: 1. Sg5. Nr. 54: 1. De6. Angegeben von Paul Buerke, Wilh. Nolte und Ludw. Nickel.

Rätsel

Bilderrätsel



Tüchtig schütteln:

Spirale, Ebro, Halm, Saum, Streich, Auber, Eifer, Geier, Urach, Linse, Winde, Posen.

Aus den Buchstaben eines jeden Worts ist ein neues Wort zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen uns die schönste Zeit des Jahres.

Verwandlung.

Es sind weder Träume noch Schäume,
Aus kleinen Eiern werden Bäume.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 185.

Bilderrätsel: In der Kürze liegt die Würze. — Wunsch: Preis, Träger, Preisträger. — Guter Rat: Schlei, Eifer, Schleiferei.

Richtige Lösungen sandten ein: Elfriede Bingmer, Max Birnbaum u. Hermann Sipper, Minni Hüwel, Mathilde Lapp, Marg. Trost, Gertrude Schneider, sämtlich aus Wiesbaden; Hugo Fräkel aus Hahn i. T.; Herbert Kolb, z. Zt. Marienberg i. Westerwald.